

# Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Die arme Prinzessin.

Roman von Fedor von Zobeltitz.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Auch das ist nur bedingt richtig, Herr Graf. Es ist zweifellos, daß das Majoratswesen allein unserem Adel seine Unabhängigkeit und Selbständigkeit wahr; in der Regel werden aber die jüngeren Söhne so gestellt, daß sie dem Staate dienen können. Wo das nicht der Fall ist, da mag man dem Adel entsagen, wie ich es getan habe. Ja, Herr Graf, ich bin ein Verteidiger der Fideikommiße, doch nicht der Vererbung des Adels auf alle Söhne des Geschlechts. Sie werden wieder über meinen „Liberalismus“ lächelnd die Achseln zuden; aber ich kann mir nicht helfen, der alte Nothe hat recht, es gibt bürgerliche Berufe, die sich mit einem adligen Namen nicht vertragen wollen und können; da kann das Wappen zum satirischen Spottbild werden. Ich würde es mir recht und billig, mir zweckensprechend sünden, wenn sich der Adel lediglich auf den Ältestgeborenen, auf den Majoratsbesitzer, vererbte.“

„Das wären englische Zustände.“

„Gewiß. Schon Montesquieu rühmte den Adel Englands. Ueberall ist das Gute das Vorbild. Auch wir in Deutschland hatten einmal eine Peerage, die Reichsstände, in denen sich der Grundsatz der Selbstverwaltung in großartigstem Maßstabe entwickelte. Aber ich sehe wohl ein, daß sich die Sitte der Adelsfähigkeit in unserer Aristokratie nicht von heute zu morgen abschaffen läßt; den verarmten Edelknechten, die tiefer steigen müssen, um sich ihr Brot zu verdienen, bleibt daher nur der Ausweg, den Adel abzuliegen.“

Nun erhob sich auch Graf Harro, stäubte die weiße Asche seiner Zigarre durch das Kamingitter und neigte den Kopf wie lauschend zur Nebentür. Dann trat er an Velten heran, legte seine Rechte auf dessen Schulter und sagte: „Verehrter Freund, es ist viel, was wir ablegen müßten. Es wäre gut, wenn wir uns völlig und ganz und gar vom Banne der Vergangenheit frei machen könnten. Im Glauben an die Vergangenheit sind wir großgezogen worden, im Glauben an tausend Fälschungen. Durch Generationen hindurch hat man uns mit lächerlichen Lügen aufgefüttert, man schuf Heiligthümer und stellte Götzen auf, man verband uns die Augen, man nahm uns das Licht. Immer zur Ehre des Höchsten: ob es die Kirche war oder der Thron, ob das Vaterland oder ein einzelner Held — immer wurde das Höchste zum theatralischen Papanz, den hob man auf den Altar, und zu ihm beteten die geknechteten Seelen. Was wir ablegen müßten: alles ist es, alles und alles, jede pietätvolle Erinnerung, jeden Gedanken an die Vergangenheit. Die Sozialdemokraten sind auf dem falschen Wege, ihr Zukunftsstaat ist ein Nonens. Das Einzige, was unsrer Welt helfen

kann, ist ein anarchistischer Brand, eine Sintflut, die die Gesellschaft von heute von dannen schwemmt — bis auf den Lehten. Neu denken muß die Menschheit lernen!...“

Velten schaute den Sprechenden mit großen Augen an. Das Gesicht des Grafen schien sich merkwürdig verändert zu haben, es versteinte sich gewissermaßen, es wurde hart und grausam; das starre, etwas viereckig geformte Kinn schob sich vor, die Lippen öffneten sich und zeigten breite weiße Zähne, das Auge bekam einen hellen und durchsichtigen Glanz. Aber ein rasches Lächeln fuhr wie mit weicher Hand über die Züge, und der brutale Ausdruck schwand wieder. „Warum rauchen Sie nicht, Herr von Velten?“ fragte Graf Harro; „nehmen Sie einmal eine von meinen Londoner Zigarren; ich beziehe sie durch Vermittlung meines Freundes direkt aus Havanna und kann sie empfehlen.“

Er hatte sein Etui aus der Tasche gezogen und präsentierte es Velten, über dessen Schulter hinweg nach der Tür zum Nebenzimmer schauend, in der die mächtige Gestalt des alten Herzogs sichtbar wurde. —

Drei Tage später standen wiederum die Schlitten vor dem alten Hause in Gotternegg. Die Ferienzeit war vorüber, von neuem hub die Arbeit an.

### 10. Kapitel.

Eine kleine Studentin tritt auf und ein russischer Fürst kehrt wieder, Was ein Kuß vermag.

In der „Büffelzeit“ des Studiosus Jost klopfte es einstmals, es war schon zur Dämmerstunde, an die Nebentür.

Jost hatte es sich bequem gemacht; er saß im Schlafrock und in Morgenschuhen, auf dem Kopf einen türkischen Fes mit schwarzblauer Quaste, vor seinem Arbeitstische, förmlich eingeschachtelt und eingebaut in Bergen und Stapeln von Büchern. Das Klopfen störte ihn; er wurde ärgerlich. Er glaubte, es sei Klaus Bielen, der Mediziner, der ihn zur Kneipe abholen wollte; er hatte deshalb abgeschlossen und rief nun mit brummiger Stimme: „Wer es auch sei, ich bin nicht zu Hause!“

„Weiß ich,“ antwortete draußen Velten; „du büffelst, ich wollte es auch. Aber Damenbesuch empfängt man dennoch. Es ist eine Dame hier.“

„Wenn es die Käthe ist, sage, ich ließ sie grüßen. Wenn es die Rosa ist, sage, sie möge mich ungeschoren lassen. Wenn es die Genzi ist, sage ihr, ich verehrte sie sehr, aber ich bauerte lebhaft, ich hätte zu arbeiten.“

Eine kleine Pause entstand, man hörte draußen Stimmen zischeln, auch etwas wie ein leises Lachen. Dann hub Velten von neuem an: „Jost, du bringst mich in eine arge Verlegenheit. Was erzählst du mir da von Käthe, Rosa, Genzi. Du träumst oder du delirierst. Ich kenne diese Mädchen nicht. Es ist eine fremde Dame hier, Fräulein Eva Storm aus Berlin, sie bringt dir schöne Grüße von Otto Reschke. Also öffne.“

„Nun sprang Jost auf. „Einen Augenblick!“ rief er. Er fuhr in Stiefel, Weste und Jackett, riß den Fes vom Kopf und strich büchelnd über sein Haar. Dann schloß er die Thür auf.

Draußen, im gemeinschaftlichen Salon, standen Belten und ein junges Mädchen. Das junge Mädchen war sichtlich befangen. Jost konnte nicht recht erkennen, war sie hübsch; aber es schien so. Im Wohnzimmer brannte keine Lampe, es herrschte ein trübes Dämmerlicht.

„Tausendmal Vergebung,“ sagte Jost; „ich dachte — ich dachte Unsinniges. Ich steckte in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, da achtete ich der Gegenwart nicht. Gnädiges Fräulein sind eine Bekannte meines Freundes Reschke?“

„Ja, Durchlaucht,“ entgegnete die Angeredete mit etwas zöger Stimme, wie verschüchtert; aber die Stimme klang Jost anmutig und gefällig ins Ohr. „Doktor Reschke verlehrt im Hause meiner Eltern. Mein Vater ist erster Assistent am anatomischen Institut. Ich bringe auch einen Brief des Herrn Doktor Reschke. Verzeihen Euer Durchlaucht, daß ich störe. Ich bin eben erst angekommen und wollte... ich will aber gern noch einmal vorsprechen, wenn Euer Durchlaucht erlauben, morgen oder übermorgen.“

„Nein,“ sagte Jost, „bleiben Sie nur. Ich habe um Verzeihung zu bitten. Ich belirrierte. Belten, mach Licht. Licht in unsere fürlichen Salons! Zünde den Kronleuchter an und sämtliche Lampen und die Lichter auf dem Kamin. Ober Klinge dem Mädel.“

„Ich tu' es schon selbst,“ entgegnete Belten. Die Gasflammen leuchteten auf. Nun sah Jost: sie war wirklich recht hübsch, die Besucherin. Sie hatte ein niedliches ovales Gesichtchen mit braunen Augen und feinen dunklen Brauen darüber, rechts von dem runden Kinn ein winziges Leberfleckchen; sie war klein und zierlich und adrett gekleidet.

Jost hatte ihr einen Sessel zugeschoben. „Bitte sehr, gnädiges Fräulein... darf ich den Brief lesen?“ Er riß das Kuvert auf. Otto schrieb:

„Sieber Jost!

„Ich stelle Dir hiermit Fräulein Eva Storm vor, dritte Tochter (von sieben, o Allmacht!) des Professors Karl Storm und seiner lebenswürdigen Ehefrau, geborenen von Brenm Tochter des früheren Ministers, also umgangswürdig für Ew. Durchlaucht. Fräulein Eva ist eine höchst begabte junge Dame, hat auf dem Mädchengymnasium in Karlsruhe ihr Abiturium mit Glanz bestanden, wünscht Dr. phil. zu werden, und da sie vernommen hat, daß in Euerem gesegneten Göttingen auch Kurse für Damen gehalten werden, hat sie die väterliche Erlaubnis erwirkt, sich ebendasselbst für einige Zeit niederlassen zu dürfen. Ich habe dem Professor versprochen, sie Euch ans Herz zu legen (bitte nicht wörtlich zu nehmen); tut mir die Liebe und bekümmert Euch ein bißel um sie, helft ihr bei der Installation, seid ihr ein ritterlicher Schutz und Schirm und beide allerschönstens begrüßt von

Euerem getreuen Otto.“

„Bon,“ sagte Jost. „Also, gnädiges Fräulein, da wären Sie nun in Göttingen, haben Sie schon eine Wohnung?“

„Nein, Durchlaucht, ich wohne im Hotel.“

„Die Bude von Quentel steht frei,“ warf Belten ein. „Gleich nebenan, Fräulein Storm, ein solides Bürgerhaus, eine Treppe hoch, ein Theologe bewohnte das Zimmer.“

„Wie werden es morgen besichtigen,“ sagte Jost. „Reschke ersucht uns im Namen Ihres Herrn Vaters, Ihr Schutz und Schirm zu sein. Das soll geschehen.“

„Es soll geschehen,“ wiederholte Belten, die leuchten Lichter auf dem Kamin in Brand setzend.

Fräulein Eva errödete und neigte ein wenig den Kopf. „Die Herren sind von großer Lebenswürdigkeit — ich sage Ihnen meinen herzlichsten Dank. Aber — aber ich will Sie nicht über die Gebühr in Anspruch nehmen; ich bin ziemlich selbständig —“

„Das gibt es nicht!“ rief Jost.

„Das gibt es nicht,“ wiederholte Belten. „Da Sie uns empfohlen worden sind, müssen Sie schon gestatten, daß wir nach Kräften für Sie sorgen —“

„Zarvoßl,“ sagte Jost, „und so frage ich denn: haben Sie schon Abendbrot gegessen?“

Fräulein Eva errödete abermals und erwiderte: nein, das hätte sie nicht, aber sie sei auch noch nicht bei Appetit.

„Er wird schon kommen,“ erwiderte Jost. „Dürfen wir Sie zu einem Butterbrot einladen?“

„Und einer Tasse Tee,“ fügte Belten hinzu. „An Arbeitsabenden wird Tee getrunken. Gnädiges Fräulein, sagen Sie nicht nein, sagen Sie ja. Ich bin Ihr Schutz, dieser Prinz ist Ihr Schirm. So hat es unser Freund Reschke gewünscht. ...“

Nun zierte sich Fräulein Storm nicht länger und half Belten, den Teetisch decken. Es ging ihr rasch von der Hand; es machte ihr auch sichtlich Vergnügen, in dieser Studentenwirtschaft tätig sein zu können. Jost fragte, was das Souper bieten werde. Es war nicht mehr viel da, man mußte an neue Einkäufe denken. Das Mädchen der Wirtin sollte fortgeschickt werden, aber dagegen wehrte sich Belten.

„Sie versteht nicht einzukaufen,“ sagte er, „sie kennt auch die Quellen nicht. Die beste Gänseleberwurst gibt es bei Dammhuder, und Mutter Giesede hat die fettesten Rollmöpfe. Ich werde schon selbst gehen...“ Schließlich gingen alle drei.

Ein paar Kommilitonen begegneten ihnen. Sie sahen die Dame und zogen schweigend ihre Mägen und streckten sie steifarmig rechts von sich; es galt dies für vornehm. Dann steckten sie die Köpfe zusammen und zischelten. Inzwischen wanderten die drei zu den Kaufleuten, und Belten gab den Erklärer ab. Er weihte Fräulein Eva in das Quellenstudium der Abendbrotversorgung ein. Sein harmloser Humor brachte die junge Studentin den beiden rasch näher. Ihre Schüchternheit schwand, und als man daheim beim Tee saß, war es, als sei man schon längst gut Freund miteinander.

Die gleichen Neigungen taten ein übriges. Auch Fräulein Storm brachte der Bibliothekswissenschaft ein lebhaftes Interesse entgegen. Sie und da an den großen staatlichen und vor allem städtischen Büchereien waren bereits weltliche Bibliothekare angestellt worden. Auf eine solche Stellung hoffte auch Eva. Aber ihre Zukunftspläne schwankten noch. Ihr Wunsch war zunächst, sich „selbständig“ zu machen. Die Eltern lebten in glücklichen Vermögensverhältnissen. Doch Professor Storm war zum dritten Male verheiratet, und im väterlichen Hause wimmelte es von Kindern. Der Storch bevorzugte dies Gelehrtenheim sichtlich, und die Nachkommen aus den drei Ehen führten zuweilen Krieg miteinander. Die soziale Frage spielte in das turbulente Familienglück hinein. Zuerst hatte der Professor eine reiche Jüdin geheiratet, in zweiter Ehe seine Haushälterin und nach deren Tode eine Dame von altem Adel. Dieser Mangel an gesellschaftlicher Gleichheit rächte sich an den verschledenen Sprößlingen. Die jungen Storms vergaßen dann und wann den gemeinschaftlichen Vater, wenn das mütterliche Blut regsammer zu pulsieren begann. Es war nicht so, wie es sein sollte — und da hielt Eva es für klug, auszuweichen.

Die drei waren von nun ab viel beisammen. Eva nahm die Quentelsche Bude im Nachbarhause. Theologischer Geist wehte durch die beiden kleinen Stuben; die Vermieterin war eine Konsistorialratswitwe; es wohnten sonst nur verheiratete Leute im Hause; es war auch ein Portier da, der die Haustür um zehn Uhr abends schloß. Die Front war dunkelgrau angestrichen, nur der Dachstuhl war weiß. Das ganze Gebäude sah wie eine Nonne in weißer Flügelhaube aus; es gab sich sanft und friedlich und hatte auch etwas Bediegenes.

Die Kameradschaft der Studentin mit Jost und Belten wurde anfänglich viel besprochen. Ein dummer Klatsch schloß mit einer Mensur, bei der Jost abgeführt wurde und infolgedessen ein paar Tage das Bett hüten mußte. Eva war unglücklich darüber; es sollte ihr nichts gesagt werden, aber es kam ihr dennoch zu Ohren. Sie hatte eine ernsthafte Aussprache mit Belten; sie bat ihn, den gegenseitigen Verkehr gänzlich aufzugeben. Auch ihrem Vater hatte ein hämißcher Bube eine anonyme Warnung geschickt (es stellte sich später heraus, daß der Bube Weiberröde trug und brennende Eifersucht ihm die Feder geführt hatte). Zum ersten Male sah Belten Tränen in den braunen Augen der kleinen Fremdbin. Er tröstete, so gut es anging; aber mehr als sein Trost vermochte die Bitte Josts. Jost schrieb auch selbst an den Professor und gab ihm eine Erklärung über die Vorgänge. Darauf schrieb die Mutter Evas zurück, Seine Durchlaucht seien sehr gütig, und fügte auch sonst noch viel Schmeichelhaftes für Seine Durchlaucht hinzu. Sie war einmal Hofdame in Rudolstadt gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

# Zur Organisation der Zahngesundheitspflege besonders in den Schulen des Kreises Gießen.

Gießen, den 9. Mai 1916.

Die Veröffentlichung des Herrn Geh. Medizinalrats Professor Dr. Sommer unter obiger Ueberschrift in Nr. 85 der „Gießener Familienblätter“ ist insofern als sehr erfreulich zu begrüßen, als darin die Allgemeinheit auf die außerordentliche Wichtigkeit einer rationellen Zahnpflege im allgemeinen und insbesondere in den Schulen aus sozial-hygienischen Gründen von ärztlicher Seite aufmerksam gemacht wird. Der unterzeichnete Verein der Zahnärzte in Gießen kann aber die Ansicht des Herrn Geheimrat Sommer, daß das erstrebte Ziel auf dem von ihm in Aussicht genommenen Weg erreicht werden könne, nicht teilen, wie er auch mit verschiedenen Ausführungen in obigem Aufsatz nicht übereinstimmen kann. Es sei uns deshalb gestattet, in Nachstehendem auf die Bedenken, welche dem von Herrn Geheimrat Sommer vorgeschlagenen Projekte u. E. entgegenstehen, hinzuweisen.

1. Es ist an sich recht dankenswert, daß Herr Geheimrat Sommer in Gemeinschaft mit dem Schularzt des Kreises Gießen die Begutachtung über die Art und Weise der Regelung der Zahnvisite für die Schulkinder übernommen hat. Es wäre aber doch wohl angebracht, oder richtiger gesagt, notwendig gewesen, zu dieser Begutachtung auch einen für die hier in Betracht kommenden Fragen in erster Linie sachverständigen Zahnarzt zuzuziehen.

2. Herr Geheimrat Sommer führt in seinem Gutachten mit Recht aus, daß die Zähne nicht nur als Kauwerkzeuge in Betracht kommen, sondern daß sie auch für andere Funktionen, besonders die Sprache, von Bedeutung sind. Es muß hier beigefügt werden, daß die Zähne vor allem für den anatomischen Bau des Schädels und seines normalen Wachstums von weittragender Bedeutung sind. Der Zustand der Zähne ist nicht nur für die ganze Beschaffenheit der Mundhöhle, sondern auch speziell für die Beschaffenheit der oberen Luftwege von großer Wichtigkeit. — ein Moment, das früher vielfach übersehen wurde (vergl. Danziger, Missbildungen des Gaumens und ihr Zusammenhang mit Nase, Auge und Ohr). Ein schlechter Zustand der Zähne gibt eine gute Brutstätte für spezifische Krankheitserreger ab, die von hier aus die Luftwege und damit den Gesamtorganismus befallen können, während andererseits durch kariöse (nervranke) Zähne eine direkte Infektion der Blut- und Lymphbahnen stattfinden kann.

3. Herr Geheimrat Sommer sagt in seinem Artikel mit Recht, daß frühzeitiger Zahnverlust eine indirekte, sagen wir sogar richtiger, auch eine direkte Störung der Verdauung (Mundverdauung) zur Folge hat. Nicht richtig ist dagegen, daß der Ersatz auf zahntechnischem Wege nur für einen beschränkten Teil der betroffenen Bevölkerung zugänglich sei. In der heutigen Zeit, in der fast alle wider Vermitteln für sich und ihre Angehörigen Mitglieder von Kassen sind, kann vielmehr auch dieser mit ganz geringen Kosten fraglicher Ersatz geschaffen werden, während Personen, die der Kasse nicht angehören, die Mittel besitzen, daß sie jederzeit auf ihre Kosten zahnärztliche Hilfe in Anspruch nehmen können.

4. Eine systematische Behandlung der Schulkinder, wie sie Herr Geheimrat Sommer erstrebt, ist gewiß notwendig, sie kann aber auf dem von ihm in Aussicht genommenen Weg nicht erreicht werden, da Herr Verfasser nur eine Schulzahnklinik in Verbindung mit einem Universitätsinstitut in sehr beschränktem Maße schaffen will. Durch ein solches Institut kann aber eine systematische zahnärztliche Behandlung nach den Grundfäden der modernen Zahnheilkunde unmöglich bei der außerordentlich großen Zahl der in Betracht kommenden Kinder erreicht werden.

5. Ganz recht hat der Verfasser, wenn er auf eine frühzeitige Behandlung der Schulkinder drängt. Eine solche kann aber für das spätere Alter nur dann von segensreichem Einfluß sein, wenn die Kinderbehandlung von der praktisch geschulten Hand eines erfahrenen älteren Zahnarztes und nicht von Studenten und jungen Assistenten ausgeübt wird. Nun ist aber der Dozent für Zahnheilkunde an der Universität, der täglich seine Vorlesungen zu halten, der täglich einige Stunden poliklinische und daneben demonstrative und operative Tätigkeit auszuüben hat, unmöglich in der Lage, selbst auch die regelmäßige Untersuchung einiger tausend Schulkinder, verbunden mit den außerdem von dem Verfasser vorgesehenen Reisen, selbst vorzunehmen. Die Kinder würden also von jungen Assistenten oder gar Studierenden behandelt werden, während es doch wohl nicht angängig ist, die Schulkinder als Material für die Ausbildung von noch nicht geschulten Studenten zu verwenden.

6. Das von dem Verfasser erstrebte Ziel könnte also nur dann erreicht werden, wenn ein großes zahnärztliches Institut mit einem Direktor und einem oder mehreren Abteilungsvorständen errichtet würde, wie solches in der neuen Universität Frankfurt eingerichtet ist und wie ein solches mit Rücksicht auf die für das zahnärztliche Studium bestehende Prüfungsordnung (Dreiteilung des Unterrichts) auch unbedingt errichtet werden müßte. Ein solches Institut will aber der Verfasser nach seinen Ausführungen offenbar nicht. Die von ihm vorgesehenen Mittel würden dazu auch nicht entfernt ausreichen.

7. Wenn der Verfasser des Artikels glaubt, daß durch die Schaffung eines zahnärztlichen Instituts des von ihm geplanten Umfangs der Landesuniversität eine größere Anzahl von Stu-

denten zugeführt werden könnten, so dürften diese Vorstellungen ebenso illusorisch sein, wie es ein Irrtum des Herrn Verfassers ist, wenn er angibt, daß infolge der neuen zahnärztlichen Prüfungsordnung wegen Mangels eines Instituts am hiesigen Orte eine irgend nennenswerte Anzahl von Studenten weggefallen sei. Es sei hierbei darauf hingewiesen, daß auf der hiesigen Universität niemals mehr wie sechs Studierende der Zahnheilkunde gleichzeitig immatrikuliert waren.

Daß durch die Schaffung eines zahnärztlichen Instituts in dem geplanten Umfang und nur mit einem Dozenten wohl kaum irgend welche Studierende veranlaßt würden, dahier ihre Studien zu absolvieren, mag daraus hervorgehen, daß in Würzburg, Freiburg, Heidelberg und Marburg, wo größere mit sehr erheblichen Kosten errichtete Institute mit mehreren Dozenten und reiche Lehrmittel vorhanden sind, von München, Frankfurt a. M. (W. S. 1915/16 13 männliche 5 weibliche Studierende der Zahnheilkunde, von Rothschild'sche Stiftung Carolinum), Berlin, Breslau, Leipzig, Kiel, München mit ihren großen Spezialkliniken ganz abgesehen, sich nur eine verhältnismäßig geringe Zahl von Studierenden der Zahnheilkunde befinden.

8. Die von Herrn Geheimrat Sommer geplante sehr einfache Beschaffenheit des zahnärztlichen Instituts würde trotz vorzüglichen Ausbaus der benachbarten medizinischen Schwestergebiete den Anforderungen einer modernen zahnärztlichen Ausbildung der Studierenden absolut nicht genügen; denn der Schwerpunkt der Ausbildung liegt nach wie vor auf spezialistischer-zahnärztlichem Gebiete.

Nach alledem kann das von Herrn Geheimrat Sommer erstrebte Ziel, die unbedingt notwendige gründliche Zahnpflege für alle Schulkinder herbeizuführen, durch eine Verbindung der zahnärztlichen Untersuchung, Behandlung der Kinder mit der einfachen Errichtung eines Lehrstuhls an der Landesuniversität nicht erreicht werden, indem hierzu ein Institut von solcher Ausdehnung erforderlich wäre, für welches die Mittel in absehbarer Zeit oder gar jetzt während des Kriegs sicherlich nicht beschafft werden können. Notwendig wäre vielmehr die Schaffung der Stelle eines Kreis-schulzahnarztes im Hauptamt ohne Privatpraxis, wie solche in Preußen in einer Reihe von Kreisen bereits besteht.

Der Verein Gießener Zahnärzte E. V.

## Vermischtes.

\* Eine Schatzgräberexpedition. — Von allerlei seltsamen Expeditionen im 20. Jahrhundert, u. a. einer Schatzgräberexpedition erzählt Friedrich Otto im neuesten Band der Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens (Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart): „Abenteuerreiche Expeditionen wurden auch in unserem Jahrhundert, dem Zeitalter der Technik und Aufklärung, noch unternommen. So fand vor kurzem erst eine Schatzgräberexpedition ihren Abschluß, die nach einer Insel an der brasilianischen Küste führte. Ueber dieses Unternehmen veröffentlichte eine brasilianische Zeitung folgende Einzelheiten: Angeblich ruhen auf der einsamen Felseninsel Trinidad, von Seeräubern stammend, unermeßliche Schätze, die schon mehrfach das Ziel merkwürdiger Expeditionen waren, so 1885, 1911 und jetzt wieder. Die letzte Reise stützte sich auf ein in London erschienenen Buch, das die Reichtümer beschrieb und auch ein altes Schriftstück enthielt, das kein Geringeres als der Piratenanführer Pizarro selbst verfaßt haben sollte. Selbst der Merkschein, der Zeitpunkt der Erfolge, den die früheren Schatzgräber vergeblich gesucht hatten, war in dem Werk abgebildet. Um Geld für das Unternehmen zu beschaffen, wurden Aktien im Betrage von hundert Mark ausgegeben und dem Inhaber bei Begebung des Schazes 150 000 Mark für den Anteil schein in Aussicht gestellt. Auf diese Weise kam das nötige Geld rasch zusammen, und der Dampfer „Caroline“ konnte bald die Anker lichten. Ueber den Schatz selbst schreibt Hauptmann Pizarro: „Der Schatz ist auf einer Insel namens Trinidad, 648 Meilen von der brasilianischen Küste entfernt, an zwei verschiedenen Stellen verborgen. In der ersten liegen Goldstaub, Münzen verschiedener Länder und kostbare Steine von hohem Werte. Diese Niederlage ist fünf Millionen wert. Das andere Versteck ist größer, aber nicht so reich; es enthält Kunstarbeiten in Gold und Silberbarren und ist das Ergebnis jahrelanger Seeräuberei.“ Noch ausführlicher wird dann das reichere Versteck geschildert, allerdings schon in einer Stille, der einem phantastischen Märchenzähler aus Taufend und eine Nacht Ehre gemacht hätte. Die Schatzgräber fanden jedoch nichts als Fische, Schildkröten, Krebse, eine unangenehme, scharfe Brandung und einen Berg bei der Insel, der angeblich wieder im Meer versank. Da die Expedition rund 300 000 Mark kostete, so haben die Unternehmer wenigstens einige Schätze aus den Taschen jener gesammelt, die nicht alle werden.“

\* Neue Nebelsignale für die Schifffahrt. So vortrefflich die modernen Signalmittel bei ruhigem Wetter arbeiten, so unzureichend erwiesen sie sich, sobald unangenehme Witterung eintritt und dichter Nebel die Sichtweite der Leuchttürme herabmindert. Die Wissenschaft hat sich denn auch zur Ausarbeitung neuer Signalvorrichtungen entschlossen und dabei vor allem die Tatsache in Rechnung gezogen, daß weil in die Höhe gehende Lichtstrahlen unter Umständen besonders gute Sichtweite im Nebel besitzen, zumal, da dieser meist in so geringer Höhe über dem Wasser

liegt, daß man von den Masten größerer Schiffe darüber hinwegsehen kann. Da es nun aber zu unübersichtlich und kostspielig wäre, alle Leuchttürme mit feinstem Feuer zu versehen, so hat man andere Versuche mit Leuchtsignalen gemacht, die anscheinend guten Erfolg versprechen. Wie der bei Otto Spamer in Leipzig erscheinende „Prometheus“ berichtet, ist an der schottischen Küste bei Gourad eine von der Marconigesellschaft hergestellte Zethtelenkanone erprobt worden, die mit Hilfe eines drahtlosen Empfangsapparates geleitet wird und 400 Stunden lang in jeder Minute drei Knallschüsse und drei Leuchtsignale abgeben kann. Die damit vorgenommenen Versuche ergaben eine sehr große Trag- und Sichtweite der Signale und eine wesentliche Verbesserung gegenüber den bisher üblichen Leuchttürmen und Schallsignalen. Allerdings entstanden zunächst Schwierigkeiten dadurch, daß die Kanone durch zufällige drahtlose Signale vorüberfliegender Schiffe in Betrieb gesetzt wurde; diesem Uebelstand ist aber nach weiteren Versuchen abgeholfen worden, und gegenwärtig läßt sich die Einrichtung nur durch ganz bestimmte drahtlose Signale in Betrieb setzen oder abstellen. Voransichtlich wird sich der Apparat derartig vervollkommen lassen, daß Schiffe durch bestimmte drahtlose Signale bei Entdeckung von Nebelschichten die mit Zethtelenkanone versehenen Stationen selbst einschalten, so daß ein etwaiges Versehen der zuständigen drahtlosen Landstation automatisch beseitigt werden kann. Falls die Anlage nicht zu teuer ist, dürfte sie einen entscheidenden Fortschritt des Signalwesens bedeuten; eignet sie sich doch namentlich für abgelegene, gefährliche Stellen, wie einsame Inseln und Klippen, wo die Einrichtung eines Leuchtturmes schwer möglich ist.

\* Die „grüne Gräfin“. Wie in der englischen Presse berichtet wurde, nahm an den Unruhen in Dublin auch eine angeblich polnische Gräfin Markievicz teil. Wenn auch bisher Einzelheiten über die Persönlichkeit und die Geschichte dieser Frau, die unter den revolutionären Iren durch ihre Energie und Tapferkeit hervorrangte, ausbleiben, so hat doch schon die Tatsache ihres Auftretens in den Straßenkämpfen sie zu einer ebenso geheimnisvollen wie romantischen Erscheinung gestempelt, über deren Wesen das englische Publikum sich den Kopf zerbricht. Der einzige genaue Bericht über die Gefangennahme der Gräfin Markievicz stammt von dem nach Irland entsandten Sondermitarbeiter der „Daily Mail“, der folgende Schilderung des Vorganges gibt: Die Einzelheiten der Gefangennahme der Gräfin Markievicz, die sich mit einer Gefolgschaft von 120 Rebellen ergab, nachdem sie an deren Spitze das königlich ärztliche Institut besetzt hatte, wurden mir von einem Bürger Dublins, der Augenzeuge war, genau beschrieben. Die Gräfin verteidigte das von ihren Leuten besetzte Gebäude mit beispiellosem Mut. Es war eine der letzten im Besitz der Rebellen befindlichen Oertlichkeiten, die zur Uebergabe gezwungen wurden. Endlich, als der Kampf völlig aussichtslos geworden war, ließ die Gräfin die Platte der Rebellen von dem Gebäude herunterstoßen und eine weiße Flagge hissen. Dies geschah um 8 Uhr morgens. Hierauf wurde eine Abordnung zu dem das angreifende Militäraufgebot befehlighabenden Offizier geschickt, die ihm mitteilte, daß die „Garnison“ sich um 11 Uhr vormittags übergeben würde. Genau zur festgesetzten Zeit verließ die Gräfin das Gebäude, gefolgt von ihren Leuten, die zu zwei und zwei in Reih und Glied hinter ihr marschierten. Die Gräfin trug ein kurzes grünes Kleid, einen grünen Hut mit einer grünen Feder, alles an ihr war grün, selbst das Veber der Schuhe. Es war der seltsamste Anblick, den man sich überhaupt vorstellen kann. Sie führte ihre Mannschaften zu den britischen Truppen, salutierte vor dem kommandierenden Offizier und lästete ihren Revolver, bevor sie ihn abgab. Dann sagte sie schlicht und kurz: „Ich bin bereit.“ Seit diese Schilderung in dem Londoner Blatt erschien, wird die geheimnisvolle Rebellenanführerin, deren Persönlichkeit und Schicksal noch der Klärung harren, in England allgemein die „grüne Gräfin“ genannt.

\* Die Flucht der amerikanischen Priester aus die Variétébühne. Daß auch in dem goldstrotzenden Amerika das Geld nicht auf der Straße liegt und sogar manche Berufsgattung, die schon aus ethischen Gründen vor materiellen Sorgen gekümmert sein sollte, dem Kampf um das tägliche Brot unter alles weniger als günstigen Bedingungen ausgesetzt ist, können am besten die amerikanischen Geistlichen bezeugen. Ein ausführlicher Artikel in der New Yorker „Times“ lenkt von neuem die öffentliche Aufmerksamkeit auf dieses sehr große Kreisse treffende Uebel. Den Anlaß hierzu bot die viel besprochene Tatsache, daß wieder einmal ein amerikanischer Prediger aus der Kirche austrat, um durch Singen auf Variétébühnen ein besseres Auskommen zu erlangen. Auf die diesem Geistlichen gemachten Vorhaltungen entgegnete er, daß er es für moralischer halte, durch ehrliche Arbeit auf der Variétébühne Geld zu verdienen und so seine Schulden zu bezahlen, statt Psalmen zu singen und die Schar seiner hoffnungslosen Gläubiger andauernd zu vermehren. Tatsächlich ist keine Berufsgattung in den Vereinigten Staaten schlechter bezahlt als der Predigerstand. Weniger als 2 Prozent der amerikanischen Kirchengemeinden zahlen ihren Geistlichen 3000 Dollar im Jahre, die Hälfte der Gemeinden zahlt bloß 1000 Dollar, ein Viertel sogar nur 500 jährlich. Hieraus ergibt sich für den amerikanischen Prediger ein Durchschnittsgehalt von nicht mehr als 800 Dollar im

Jahre. Dies sind, wie die New Yorker „Times“ betonen, keine genügenden Gehälter für Leute, die ernste Studien und den Besuch der geistlichen Schule hinter sich haben müssen, um überhaupt erst ihren Beruf ausüben zu können. Hier selb dringende Aenderung nötig, damit es nicht zu einer regelrechten Flucht der Geistlichen aus der amerikanischen Kirche komme.

\* Nahrungsmittelsteuerung in Paris. Nach Mitteilung des Pariser Berichterstatters der Londoner „Sunday Times“ vom 30. 4. kostet in Paris ein Kilo Zucker jetzt 1,30 Francs, ein halbes Kilo Butter hingegen schon 4 Francs. Kohle — das heißt, ein merkwürdiges Gemisch von etwas schwarzer Materie mit viel Steinen — ist selbst zu 140 Francs pro Tonne schwer zu erlangen. Alles andere scheint dementsprechend teurer zu sein. Sonst aber jemand einen sanften Protest dagegen zu erheben wagt, wird er sofort an den Krieg von 1870 erinnert, wo man froh war, für 1 Franc, ein Ei zu bekommen und sich an Ratten göttlich tat. Das genügt gewöhnlich, dem Murrenden die Lippen zu schließen und sie ihrem Schicksal danken zu lassen, daß die meisten zum Leben notwendigen Dinge überhaupt noch erhältlich sind. Und dennoch — der Hafen von Havre ist so vollgepfropft mit Schwarzem jeder Art, daß, wenn es nur möglich wäre, sie nach Paris zu schaffen, sofort ein Ueberfluß an Nahrungsmitteln vorhanden sein müßte. Inzwischen wird es täglich schwerer, sich durchzuschlagen.

**Büchertisch.**

— Ueber die nationalliberale Parteiliteratur 1908—1916 hat die Schriftenvertriebsstelle der natl. Partei (Berlin W 35, Köhlovstr. 89 90) einen gedruckt Verlagsbericht herausgegeben, der gegen Einsendung des Portos von 10 Pfg. bezogen werden kann.

— Ueber Land und Meer. Das Bestreben der Schriftleitung der illustrierten Zeitschrift „Ueber Land und Meer“ (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart), nicht die gleichen Bilder und Aufsätze zu bringen, wie wir sie in anderen ähnlichen Blättern finden, zeigt sich wieder in den neuesten vier Nummern 29 bis 32. Um dieses Ziel zu erreichen, hat der Verlag seine eigenen Zeichner und Maler, die auf den Kriegsschauplätzen für ihn schaffen, hat er seine Mitarbeiter, die ihm die Texte liefern, die andere Unternehmer nicht haben. Blättern wir flüchtig in den neuen Nummern, so fällt uns ein Aufsatz über Portugal und die Portugiesen auf, ein Artikel, der überaus reich illustriert ist. Das Gedicht von Rudolf Herzog: Vermundeten-Transport, zählt zu den wertvollsten Beiträgen. Der Artikel: Der Krieg und die Mode unserer Feinde, wird wohl am meisten die Frauen fesseln, die es nicht mehr lieben, das nachzuäffeln in ihren Kleidern, was vom Ausland kommt. Ein neues Kapitel zu den großen Schlachten des Weltkrieges finden wir aus der Feder des Majors v. Schreibershofen. Nach Bagdad-Bakra führt uns Dr. J. Wieje. Bemerkenswert sind ferner gute Gedichtartikel von Shafspeare und Cervantes.

— Griechen Reiseliter. Band 61: Bad Ems und das Lahntal. 15. Auflage. Mit zwei Karten. M. 1,20. — Band 71: Bad Kissingen und Umgebung. 17. Auflage. Mit zwei Karten. M. 1,20. Verlag von Albert Goldschmidt, Berlin W 35.

— Die Weltliteratur (München 2, Färbergraben 24) erscheint jeden Samstag zum Preise von 10 Pfg. und bringt die besten Romane und Novellen aller Zeiten und Völker in vornehmer Ausstattung. Nr. 20 bringt E. T. A. Hoffmann: Doge und Dogursee.

— Stammbaum der Insekten. Von Wilhelm Bölsche. Mit Abbildungen nach Zeichnungen von Prof. Heinr. Garder und Rud. Dörfinger. Preis geh. M. 1,—, gebd. M. 1,80. Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde, Geschäftsstelle Franch'sche Verlagshandlung.

**Tauschrätsel.**

Magd — Enkel — Mund — Elba — Wase — Tiger  
— Aster — Band — Günst — Etchel — Saul —  
Raub — Uebe — Gabe.

Die Anfangsbuchstaben vorstehender Wörter sind mit anderen Buchstaben derart zu vertauschen, daß man ebenso viele neue Wörter erhält, deren Anfangsbuchstaben den Namen eines Astronomen ergeben.

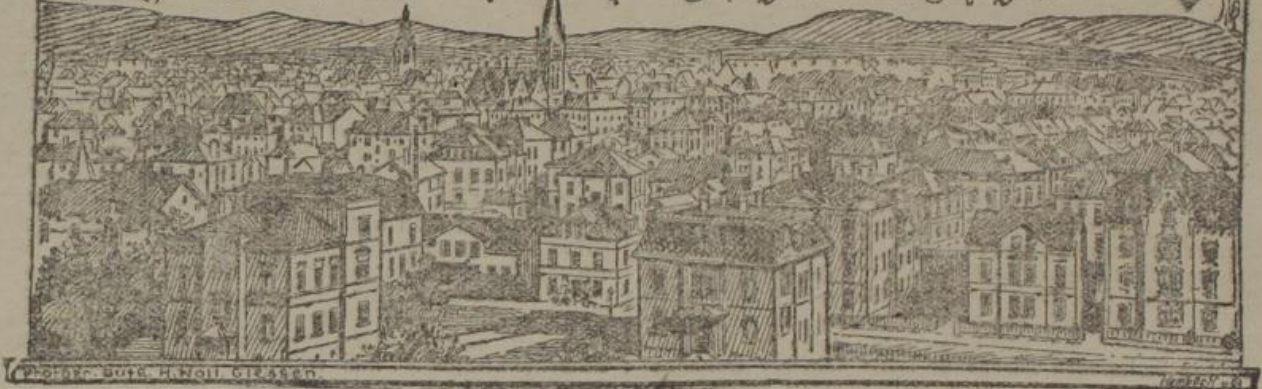
(Auflösung in nächster Nummer.)

**Auflösung des Kreuzrätsels in voriger Nummer:**

E	A	S						
d	n	c						
e	a	h						
E	d	a	n	n	o			
A	n	a	t	o	l	i	o	n
S	c	h	a	l	o	t	t	e
				n	i	t		
				n	o	t		
				o	n	o		

# Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Die arme Prinzessin.

Roman von Fedor von Zobeltitz

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

An einem fröhlichen Märztag erhielt Jost eine Geburtsanzeige. Sein Bruder zeigte in Schwabacher Lettern an, daß die Fürstin Lillian von einem gesunden Mädchlein glücklich genesen sei. Jost gratulierte in einem herzlichen Briefe, in dem er indessen kein Hehl aus seinem Erstaunen machte, nur mit einer gedruckten Anzeige bedacht worden zu sein, wo er als einziger Bruder ein Telegramm hätte erwarten können. Umgehend erfolgte die Antwort Volkos, und zwar überaus charakteristisch. Sie war auf drei köstlichen Briefbogen geschrieben, Quartformat mit dem Gotterneggischen Wappen, und nahm doch nur ein paar Duzend Zeilen ein: Volkso hatte sich eine riesenhafte Handschrift angewöhnt, steil, mit gigantischen Buchstaben, ohne Interpunktion, aber mit vielen Schrägenstrichen. Er schrieb unter anderem: „Entschuldige, mein Junge — aber es geht jetzt alles Hals über Kopf. Erstens die Geburt von Dina — übrigens ein dicker Kerl mit fürchterlicher Kommandostimme — aber warum kein Junge? — Zweitens war Lillian nicht ganz ohne Lebensgefahr — der Hausarzt ein Esel, der Chirurg ein Heupferd, die sagefemme ein Kamachweibchen — Lillian ist diru merci aber jetzt wieder total wohlauf. — Drittens dieser entsetzliche Kerger beim Regiment! Kennst du meinen Rittmeister —? Es ist der dicke Baron Gressling mit der ewig verstopften linken Nasenöffnung — er malträtiert mich auf eine schenfüllige Weise, so daß ich neulich einmal sacktiedegrob geworden bin. Darauf Anzeige beim Kommandeur — darauf ein heftiges Intermezzo — darauf Audienz beim Kriegsminister mit der Bitte um Versetzung — darauf läßlich-näuzige Ablehnung — darauf schlantweg hingefegt und meinen Abschied eingereicht. Was sagst Du dazu? Ich habe ihn bekommen! „Bewilligt“ — ohne Orden, ohne Beförderung, ohne alles! — Ist mir schon recht — wenn die Armee durchaus bezimiert werden soll — ich kann's nicht hindern. Wir siedeln im Sommer nach Gotternegg über — ich will die Verwaltung selber übernehmen. Ich freue mich ordentlich darauf — da ist man doch mal sein freier Herr und braucht nicht ewig die Faust in der Tasche zu ballen. Apropos, frage doch mal Deinen langen Vetter, ob er nicht zu uns kommen will. Lillian meint, als Bibliothekar oder Archivar oder so was. . .“

„Willst du annehmen?“ fragte Jost den Freund. „Ich sage nichts, aber ich bitte dich: überlege reiflich. Es gibt ein glücklicheres Lebensende, als im Archiv von Gotternegg zu verhauern.“

„Liebster“ entgegnete Vetter, „am das Ende denke ich vorläufig noch nicht, wohl aber an die nächste Zukunft. Und da ist es für mich ziemlich gleichgültig, ob ich zwischen den Büchern in Gotternegg oder in irgend einer staatlichen Biblio-

thek sitze. Ich muß sogar sagen, ich würde Gotternegg vorziehen . . . vorziehen — ja, denn ich habe dann doch die Hoffnung, dich und die Annemarie — zuweilen wiederzusehen. . .“

Er sagte dies letzte etwas zögernd und mit einer Weichheit im Ton, die ihm sonst fremd war. Jost fiel ihm stürmisch um den Hals. „Das sieht dir ähnlich!“ rief er. „Du denkst nie an dich selbst —“

„O doch,“ warf Vetter lächelnd ein, „viel zu sehr!“

„Mein — immer nur an uns! Auch jetzt wieder. Ich bin ein riesig unpraktischer Mensch, aber so geschickt bin ich immerhin, zu wissen, daß du in der Staatskarriere hundertmal rascher vorwärts kommen würdest. Du hast uns doch schon Jahre und Jahre gepöfext. . . mein Gott, Freiß, was hast du an uns?“

„Die Jugend,“ antwortete Vetter. „Ich selbst habe keine gehabt. Und noch mehr: die Familie. Ich habe immer allein gestanden. Und was mir das meiste gilt: eine Freundschaft, die dauern wird. . . Jost, mein Junge, laß uns nicht sentimental werden. So ist es und nicht anders. Schreibe deinem fürsichtigen Bruder meinen ehverbietigsten Dank, und ich würde mir erlauben, auf seinen Vorschlag zurückzukommen, wenn unsere Studienzeit erst beendet ist. Bis dahin weiche ich nicht von deiner Seite — und solltest du mich zur Vorbereitungszeit hinauswerfen wollen, so kannst du sicher sein, daß ich zur Hintertür wieder hereinmarschieren würde. Ich habe gesprochen — und nun mit Beschleunigung an die Büffelei, my old boy, denn wir haben Zielen zugesagt, uns wieder einmal auf der Kniepe zu zeigen, und in den Geruch allzu hartnäckiger Streberei wollen wir nicht geraten! . . .“

Die Zeit ging weiter. Fraß, schwarze Beinkleider und weiße Weste schlummerten sanft in den Tiefen des Kleiderschranks. Vetter und Jost zogen sich gänzlich von der Geselligkeit zurück. Der Klatsch über die Intimität mit der Studentin wollte nicht zur Ruhe kommen; man tuschelte auf dem Tennisplatz und tuschelte in den Salons. Das ärgerte den Prinzen, und Vetter war es ganz recht, als jener eines Tages erklärte, Visitenpatrouillen und Tours aufgeben zu wollen. Auch Vetter war anfänglich ein wenig in Sorge gewesen über den sich immer kameradschaftlicher gestaltenden Verkehr mit der niedlichen Eva. Er sagte nichts, aber er hatte seine Bedenken. Er begann die beiden nun scharfer zu beobachten — und da wurde er allgemach ruhiger. Es lag hier in der Tat einmal der nicht häufige Fall einer aufrichtigen Freundschaft zwischen Jüngling und Mädchen vor. In ihren Augen war nichts von Begehren; ihre Wangen röteten sich nicht lebhafter, wenn sie einander sahen; es gab kein heintliches Sehnen zwischen ihnen, das ihren Odem beschleunigt und ihr Herz hätte schneller klopfen lassen. Man war gut Freund geworden und blieb es. Es war ein frohes und glückliches Nebeneinanderleben, und vielleicht war es gerade deshalb so harmlos, weil ihm jede Prädieris fehlte. Eva war Gast bei Jost und Vetter, und da war ihr Schutz die natürliche Ritterlichkeit der beiden.

Sie fühlte das auch ohne weiteres. Es lag zudem in ihrem Wesen eine gewisse Sprödigkeit, die sie wie mit einem unsichtbaren Panzer umgab; die sich nicht in zieriger Reserbiertheit äußerte, sondern mehr in dem Selbstbewußtsein ihres bei aller Weiblichkeit des Empfindens doch ausgeprägt Persönlichen.

Die drei waren auch Studiengenossen, sie waren auch Arbeitsfreunde. Zwar schritt ein jeder auf seinem besondern Wege dem Abschluß der Universitätszeit entgegen; während Velten sich als klassischer Philologe mit den Vorarbeiten einer Studie über die verlorenen Satyrdramen des Euripides beschäftigte, und Jost auf Grund eines neu entdeckten Memoirenwerks sich in die Straßburger Zeit Goethes versenkte, besaßte Eva sich angelegentlich mit Schillers Sturm- und Drangperiode und versuchte, in die Wirrnisse der ersten „Mäuber“-Drude mit ihren ausgeschalteten und wieder ersetzten Vogen klärendes Licht zu bringen. Gemeinsam aber fanden sie sich immer wieder auf dem Gebiete der historischen Biblioblographie, diesem weiten Felde der Wissenschaft, das der unermüdbliche Eifer und der Forschergeist des Professors Dzialko gewissermaßen neu eröffnet hatte. Für Eva hatte der Bilderkreis der ersten deutschen Volksbücher, seine Abstammung und seine allmähliche Entwicklung ein besonderes Interesse, wie sich denn ihre Neigungen überhaupt mehr nach der ikonographischen Seite hin ausdehnten. Jost dagegen führte seine Vorleser tief in die Anfänge der Drucker Geschichte hinein, und sein Grübeln galt jener geheimnisvollen Periode im Leben Gutenberg's, der Periode seines nicht nachweisbaren Aufenthalts, die den Erfindungsansprüchen Hollands Gelegenheit zu allerhand phantastischen Hypothesen gab.

Die Zeit ging weiter. Sie verging unter erstem Tageswerk und frohen Erholungsstunden, unter Stürmen und Sonnenschein. Nach Gotternegg kam man nicht wieder. Aber Briefe trafen ein und meldeten dies und jenes, was das Freundespaar interessierte. Einmal schrieb Madame Balsfour: daheim entfalte sich ein großes Leben; stattlich halte man Hof im Schlosse und es sei ganz erstaunlich, wie die junge Fürstin zu repräsentieren und doch auch mit klarem verständigem Kopfe zu schalten und walten wisse. Das „alte Haus“ sei von Grund aus neu eingerichtet worden; aber es bleibe für die Durchlauchten Jost und Annemarie reserviert und führe nunmehr den offiziellen Namen „Das Prinzenhaus“. So schrieb Madame Balsfour. Auch sonst spürten die Freunde in Göttingen, daß über der Heimat wieder eine leitende Hand Wache hielt. Es trafen von Zeit zu Zeit erfreuliche Sendungen aus Gotternegg ein: Kisten mit Spitzgans, Würsten, gebratenem Geflügel und allerlei weiterem Guten. Dabei lag gewöhnlich ein Skriptum von der Hand des alten Beyfuß, kurz nur gefaßt und in steter Wiederholung die Worte enthaltend: „Auf hohen Befehl der durchlauchtigsten Frau Fürstin in tiefster Untertänigkeit Beyfuß, Fürstlich Gotternegg'scher Schlossintendant.“ Einmal hatte auch Graf Artern ein paar Zeilen darunter geschrieben, frischer und fröhlicher und weniger steif als Beyfuß; sie nahnten an den Harzgeruch in den Tannenwäldern auf den Höhen am Nuthenfer.

In den letzten Ferien dachte man an einen gemeinsamen Ausflug an den Rhein. Aber die Eltern Evas bewilligten die Erlaubnis nicht. Eva grollte, nur Velten fand es natürlich: er schlug jedoch vor, persönlich bei dem Professor Sturm zu laufen und dann statt der Rheinfahrt eine Radtour quer durch das märkische Land zu unternehmen. So fuhr man denn nach Berlin. Am Bahnhof erwartete die telegraphisch verständigte Annemarie das Trio. Jost winkte ihr aus dem Coupéfenster entgegen; über seine Schulter schaute Velten. In seinem ernsten Gesicht waren die Augen groß geworden und verwundert. War das denn Annemarie? Eine Rose stand hinter ihr; die Rose war klein gegen die schlank und elegante Gestalt der Prinzessin. Aber es war doch Annemarie. Es war noch ihr blütenweißes Kindergesicht mit den lachenden Augen und dem blonden Haargekräusel über dem zierlichen Oval der Ohren, und es war auch noch ihre helle, lustige Stimme, als sie dem Bruder entgegenrief: „Jost — Jost, lieber Kerl! Lieber, lieber Kerl!“

Es stellte sich heraus, daß Velten sich getäuscht hatte. Die vermeintliche Rose war ein Grafenkind, und da Velten sie näher vor sich sah, erinnerte er sich auch des hübschen Gesichtchens der Komtesse Hede Verfuhr, die bei der feierlichen Aufnahme von ihm und Jost in das weibliche Korps

Berlinia-Elisabethina eine der Zeuginnen gewesen war. Aber die Pforten des Elisabethstifts hatten sich bereits hinter den jungen Damen geschlossen; sie waren beide zu Hof- und Ehrendamen der Prinzessin Irene ernannt worden und wohnten in deren Palais, einem kleinen Barockschloßchen bei Potsdam. Doch waren sie jetzt Herrinnen ihrer Zeit, denn Prinzess Irene weilte auf Verwandtenbesuch am Hofe des Zaren und hatte nur eine alte Dame d'honneur aus ihrem Gefolge mit nach St. Petersburg genommen.

Es war ein fröhliches Wiedersehen; es mischte sich auch heimliche Reugier hinein. Jost hatte zuweilen von seiner Freundin Eva geschrieben; das war Annemarie sehr komisch vorgekommen. Jost hatte eine Freundin: hinter dieser Tatsache schienen ihr allerhand Fragezeichen zu lauern. Sie wußte nicht recht, welcher Art; sie war größer geworden und weltklüger; sie fragte sich sogar einmal: o alle ihr Himmlischen, ist das etwa seine Geliebte? — Aber sie sagte sich auch, daß das unmöglich sei, denn Jost hatte in seinen Briefen davon gesprochen, er freue sich, die Freundin mit der Schwester bekannt zu machen. Nun war sie da, und Annemarie gab ihr die Hand. Annemarie verbarg ihre Reugier nicht. Sie schaute ihr forschend in die Augen, rasch nur, aber die Blicke verstanden sich. Das war keine Studentenliebe — und kräftiger drückte Annemarie die Hand der andern.

Im Wartezimmer wurde Beratung gehalten. Velten erklärte: man wolle beim Professor Sturm Besuch machen und ihm seine Eva zu einem Ausfluge abschmeicheln. Annemarie schüttelte den Kopf; es gäbe keinen Professor, der so etwas erlauben würde. Doch wußte sie Rat.

„Ich hab's!“ rief sie. „Ich gehe mit zu dem Professor, Ich fliege mit aus!“

Hierauf schlug sie mit der in weißem Glacéleder stekenden Hand auf die Tischplatte und fuhr jubelnd fort: „O Jost, o Velten, das werden ein paar himmlische Tage! Wo wollen wir hin? Es wird eine echte und rechte Studentenfahrt! Ich lege mein Band um, das Band der Berlinia-Elisabethina, Schwarz-Weiß sind die Farben; zwar ist die Verbindung aufgehoben worden, aber es schadet nichts, die große Erinnerung wird wieder wach! Hede, und du — du kommst auch mit!“

Sie wäre es gar zu gern, die hübsche Komtesse mit dem Schelmengesicht und dem kleinen Leberfleckchen auf dem runden Kinn; aber sie fürchtete die Oberhofmeisterin, der sie von ihren Eltern besonders anempfohlen worden war.

„Annemarie, ich möchte schon, aber ich kann nicht,“ antwortete sie und verzog betrübt den Mund; „ach, ich möchte natürlich gar zu gern, und es ist auch wirklich nichts dabei, zu Fünfen und unter dem Schutz der Herren — doch denke an unsern Oberbrachen, was soll ich dem sagen? Du hast es besser; du schickst einen Zettel zu ihr und beurlaubst dich auf drei Tage nach Gotternegg — aber ich, ach du lieber Gott, wenn die Gräfin Knigge erführe...“

„Ich hab's!“ rief wiederum Prinzessin Annemarie, und Jost fiel ein: „Annemarie, schrei nicht so laut — es sind noch mehr Menschen in diesem Wartezimmer, und die Büfettbame spitzt schon die Ohren. — Kellner, bringen Sie uns Bier, so viel Sie wollen, und dann umkreisen Sie nicht fortwährend unsern Tisch.“

„Ich hab's,“ wiederholte Annemarie leiser und beugte den Kopf vor. „Nämlich — Hede, wir schmurren beide. Eine Notlüge ist keine Lüge, und wenn sie doch eine ist — ich belaste damit mein Gewissen. Wir nehmen beide Urlaub nach Gotternegg. Den kann uns die Knigge nicht verweigern. Wir sind keine Pensionmädel mehr, wir sind freie Geschöpfe, wir sind forsche Frauenzimmer, und wenn man uns einsperren will, schwenken wir in das Lager der Sozialdemokratie ab!“

Ewchen Sturm schaute etwas verwundert zu dem prinzeßlichen Hofräulein hinüber, das so entsetzliche Neben führte. Velten hielt sich für verpflichtet, bedenklich den Kopf zu schütteln, und Jost meinte: „Du bist noch immer eine freche Göhre, Schwesterherz. Ich will von deinem Schandplan und allen sonstigen projektierten Uebelthaten nichts wissen; aber ich erkläre: wenn ihr Urlaub bekommt, sorge ich mit Velten dafür, daß euch auf unserer Tour niemand etwas zuleide tut und daß ihr heil und gesund wieder in Potsdam abgeliefert werdet...“

(Fortsetzung folgt.)

## Ihr Liebtes.

von Gustav Schröder.

(Nachdruck verboten.)

In der stillen Mendelstraße, im allerstillsten Hause wohnt Tante Angelika. Sie hat nur ein Stübchen mit einem Schlafkammerlein und eine Küche, und alles hat etwas Kuppelstübchenhaftes. Luise Model, ein vor der Zeit altgewordenes Mädchen, kommt alle Tage, die gröberen Arbeiten zu tun und die Einkäufe zu besorgen, im übrigen ist Tante Angelika allein. Das war nicht immer so. Es gab eine Zeit, in der des öfteren kleine Kinderfüße die Treppe hinauf eilten und, wenn Tante Angelika nicht ganz rasch war, in das blühendere Stübchen hereinpolterten, ohne draußen die Kotosmatte benutzt zu haben. Nun, die Tante sagte ja zwar auch dann nichts, aber sie hatte einen traurigen Zug um den Mund, der wahrhaftig auch dem kleinen Sündenweh tat. Es geschah auch, daß Tante Angelika einen Lappen nahm, sich häute und das Kinderfüßchen mit zwei Strichen rasch abwuschte. Dann kam es wie ein Schämchen in die Kinderaugen. Das tat wiederum der Tante weh, und sie hub an zu trösten, zu scherzen, zu plaudern, bis die jungen Hüften wieder blank waren.

Die Zeiten sind vorüber, ach ja. Schwester Bisbeth, die Frau Stadtbaumeisterin, ist gestorben, hernach der Schwager, die Kinder sind ausgezogen, aber Tante Angelika ist geblieben und ist ganz allein, allein mit ihren Erinnerungen. Weiß jetzt keines mehr in der Straße, wie sie eigentlich heißt. Nur das Weibchen könnte da allenfalls Auskunft geben. Dafür ist sie allen und voran den Kindern als Tante Angelika bekannt.

Stück um Stück des bescheidenen Hausrats hat seine Geschichte. Es sind alte, gebogene Möbel, die da stehen. Alles Mahagoni, dunkelrot und glänzend. Die Kommode, die Kommode, der runde Tisch mit den geschlitzten Füßen, die geschweiften Stühle. Auf der Kommode steht unter einer Glasglocke das Schmuckstück, die Standuhr. Sie ist wie ein Tempelchen. Vier Mahagonifüßen mit verzierten Füßen und Kapitälchen bilden eine Halle, deren Rückwand eingefasste Spiegelscheiben bilden. Davor schwingt der Pendel mit der glänzenden Scheibe rastlos hin und her. Das runde Zifferblatt ist umgeben von Arabesken, über denen sich zwei Genien die Händchen reichen. Und wenn es zwölf schlägt, tritt ein wunderliches Figürchen zur Seite aus dem Uhrgehäuse heraus. Das soll der Tod sein, aber er hat in seiner Bunttheit soviel Freudiges, daß man nicht vor ihm erschrickt. Er wackelt bei jedem Schläge leise hin und her, und wenn seine Zeit abgelaufen ist, kehrt er wieder in seine Kammer zurück und klappt das Uhrgehäuse. Er meint es mit seiner Mahnung nicht gar ernst.

An den Wänden hängen runde Bildchen, schwarze Silhouetten und fein gemalte Miniaturen. Das sind die Leute, denen Tante Angelika vor langen, langen Jahren begegnet ist. Viele von ihnen haben der Welt Dinge zu sagen gehabt, deren man sich wohl annehmen durfte, und ihr Leben hält noch nach, ob schon sie selbst lange Staub geworden sind.

Ein Bild kehrt immer wieder. Es ist ein ernstes Männerantlitz. Wallende Haare rieseln auf die Schultern herab, die Augen liegen tief unter einer breiten Stirn, der Mund ist nicht eben fein. Friedrich Rückert! Und da ist das schlichte Gutshaus Neuseß mit seinen zwei Giebeln, über denen auf dem Oberboden noch ein drittes in das Coburger Land hinaus schaut.

In dem Hause ist Tante Angelika vielhundertmal die Treppe hinauf und hinab gesprungen. Sie ist lange Jahre bei dem alten Professor gewesen, hat ihm zugehört, ihm oft über die gehüteten Vorden gestrichen und hat ihm viele, viele Gebichtlein aus den Taschen des Hausrodes gestiebt. Denn geschrieben hat der alte Herr alle Tage etwas, und wenn es nur vier Zeilen waren, einer von den ungezählten Sprüchen oder ein Liebklein. Aber er hat sie nicht gar hoch geschätzt, und wenn man da nicht dahinter war, so konnte man solch ein Papierchen eines Tages zerfnüllt vom Boden auflesen oder fand gar nur Schmutzchen davon.

Und dann schlief der alte Herr ein, für immer. Angelika erbt allerlei, aber es ist ihr nichts so wert, als des alten Professors Frühstücksstoffs. Die steht voran in der Servante.

Es ist eine flache, ziemlich starke Schale mit hoher, großer Untertasse. Auf der Tasse steht in Goldschrift: Zur Erinnerung. Darüber und darunter sind zwischen grünen Blättern hellrote Rosen, weiße Margeriten und seine, rote und blaue Bergknecht. Dazwischen überall goldene Ranken mit goldenen Blättern, wie sie einst das Dämmlein getragen haben mag, das andere Blätter haben wollte. Im Innern hat die Tasse einen breiten Goldrand. Der äußere Rand von Ober- und Untertasse ist ver-schöndert, mit Gold bemalt und mit herausgehobenen, goldenen Blättern und Arabesken geziert. Auch die Untertasse ist reich bemalt und verschöndert mit Gold ausgefattet.

Rückerts Kaffeetasse! Sie ist Tante Angelika nicht feil, und wenn man sie ihr mit Gold füllt.

Auch in der jetzigen, großen, schnell lebenden Zeit ist Tante Angelika einsam. Die Geschehnisse branden kaum in die stille Straße. Angelika trägt zwar auch schwer unter dem Kriege, aber es ist mehr ein dumpfer Druß. Nur selten kommen ihr Not und Größe ganz zum Bewußtsein, und dann weint sie und gibt mit vollen Händen.

Da tritt der Krieg in ihre Stillein.

Feste Schritte hallen auf der Treppe. Draußen ruht sich jemand sorgfältig die Schuhe ab, und dann tritt einer herein, der den rechten Arm in der Binde hat und am grauen Waffenrock die schönste Bier unseiner Zeit, das Eisenkreuz trägt. Seine Augen blühen, um den schmurrbartüberdeckten Mund liegt ein frohliches Lächeln, der Säbel mit dem silbernen Portepee flirrt leise, und es geht ein Strom von Leben in das zart lavendelduftende Stübchen.

Tante Angelika steht mitten im Zimmer, hat große, verwunderte Augen und knickt verlegen vor dem jungen Offizier, der sich doch gewiß verirrt haben muß. Der aber lacht, tritt näher heran, legt Tante Angelika den gesunden Arm um die Schulter, läßt sie sinken auf die Stier und ruft lustig: „Ich wette, du kennst mich nicht, Tante Angelika.“ — „Tante Angelika“ — das sagen sie alle. Daraus kann man gar nichts schliefen. Wer sollte zu ihr kommen aus dem Kriege? Sie ist ganz rot geworden und hat ein Gefühl, als streichle der schmurrbart noch über ihre Stirn, so daß sie wahrhaftig nahe daran ist, darüber zu wischen.

Der Leutnant aber lacht nur lustiger. „Na, Tante, es ist lange her, daß du mir die Füße mit dem Lappen abgewischt hast, aber ganz aus dem Sinne wird dir dein Großneffe, der Fritz Rainer, doch wohl nicht entschwunden sein.“

„Fritz“, sagte Tante Angelika leise, „ach Gott, Fritz. Du besuchst mich?“

„Na freilich, Tante und jetzt sag' wenigstens: willkommen.“ „Willkommen, lieber, lieber Fritz!“ Dabei hat sie silberne Tröpflein in den Augen, und auch der junge Offizier ist ernst geworden.

Nun aber ist Angelika geschäftig. Sie wuselt hin und her und macht vor lauter Eifer alles zweimal, legt die Offiziersmütze auf die Kommode, hernach auf den Tisch, dann auf einen Stuhl. Bis Fritz Rainer ruft: „Nee, Tante, Ruhe, komm, setz dich da in die Sofasack, wir wollen ein wenig plaudern, hernach geh ich wieder.“

„Aber, ich muß doch erst Kaffee kochen, Fritz!“

„Nein, Tante, das mußt du nicht.“

„Aber Fritz . . . Kaffee!“

„It ganz was Schönes, aber ich bin hergekommen, um zu plaudern. Bitte, Tante, ich muß wieder gehen, wenn ich dich so aus aller Ordnung hinauswerfe.“

„Aber gar nicht, Fritz. Ich freue mich ja so unmenslich. Mich besucht ja niemand mehr, niemand. Für alle bin ich gestorben.“

„Gott, Tante, sieh 'mal, das is nur so . . .“

„Ja doch, Fritz, ich mache auch niemand einen Vorwurf. Ich werde überflüssig, aber das erlebte ich doch noch gerne, daß die Friedensglocken läuten. Wie wird unser Land hernach sein?“

„Groß, Tante, es geht durch eine schwere Zeit, aber es wird groß daraus hervorgehen.“

„Du bist verwundet, Fritz?“

„Ja, ein Geantatpflitter, aber es heilt gut. Ich denke, in sechs bis acht Wochen kann ich wieder hinaus.“

„Du freust dich darauf?“

„Aber natürlich, Tante. Gott, Freude ist vielleicht nicht ganz richtig, aber man geht gern, ehrlich: gern. Weißt du, das ist jetzt wirklich mehr als die erste, rauschende Begeisterung.“

„Das Eisener Kreuz hast du auch?“

„Ja, von Grodek her.“

„Wie war das, Fritz?“

„Was soll man da viel erzählen, Tante?“

Aber er muß doch allerlei erzählen, und Tante Angelika hat die Hände gefaltet, sitzt da wie in der Kirche und kann vor lauter Herzflopfen kaum Atem holen.

Ja, bei Grodek! Sieben russische Schützengräben hintereinander. Sieben! Die Artillerie belegt den ersten Graben, dann den zweiten und so immer weiter. Das Gelände ist wellig. Es geht hügelchen und hügelchen. Dann teilen sie in den deutschen Gräben die Sturmkolonnen ein. Drei Wellen wird die Kompanie haben, Fritz Rainer gehört zur ersten. Das Krachen der Geschütze ist nie so unheimlich gewesen. Da gab es wirklich noch Pulverwolken wie in früheren Kriegen. Und zwischen die webenden Wolken, die von grellen Blitzen zerrissen wurden, sprangen die Stürmer hinein. Etwa sechzig Mann die erste Welle. Da raste aus dem russischen Graben ein wildes Feuer auf. Die Stürmenden rannten und überschlugen sich. Die zweite Welle schob sich ein, die dritte. Der erste Graben war genommen. Die nächsten fünf machten wenig Arbeit, aber der letzte wieder. So wurden die Russen hinausgeworfen. Als es Abend war, da suchten sich die Kameraden. Von der ersten Welle fanden sich noch drei zusammen. Die reichten sich die Hände und waren still. Alle andern lagen tot oder wund auf dem Schlachtfelde. Ja, die deutschen Siege sind teuer erkauft, aber sie sind groß und herrlich.

Tante Angelika sitzt noch immer still neben dem jungen Krieger, aber sie streichelt verhalten und leise seinen kranken Arm. Es ist ein zages, schüchternes Liebkosen, und die Tränen rinnen ihr über die Wangen.

„Fritz“, beginnt sie dann zaghaft, „ich möchte dir etwas Liebes tun. Wirft du mich auslachen? Sieh, Schätze habe ich ja nicht.“

„Aber Tante, ich bitte dich...“  
 „Du lachst mich nicht aus?“  
 „Tante, du bringst mich wirklich in Verlegenheit.“  
 „Nein, Fritz, es ist ja auch nichts für einen Krieger, aber ich habe nichts, das mir lieber wäre.“  
 Da ist sie auch schon an der Servante, nimmt mit spitzer Fingerring vorsichtig die Kledertasse heraus und stellt sie auf den Tisch.

Fritz Mainer ist erschrocken, „Tante, um Gotteswillen, das ist doch die Kledertasse! Vor der haben wir schon alle Kinder in Mundstich gehalten. Tante!“

„Ich habe nichts Besseres. Sie gehörte einem großen Manne.“

„Tante, du beschämst mich, wie komme ich dazu?“

„Es ist nur ein kleines für einen Helden, aber, nimm's, Fritz.“

Es täte mir weh, wenn du mein Geschenk ausschlägst.“  
 Fritz Mainer hat sich erhoben. Seine Augen sind ernst und feucht. „Tante, dein Bestes mir! Ich will's — draußen verdienen.“

Da umschlingt ihn Tante Angelika, reißt sich und küßt ihn auf den Mund.

„Freut's dich, Fritz?“

„Ja, wie mein Eihorn Kreuz.“

Als der junge Offizier zur Bahn geht, schreitet Tante Angelika stolz neben ihm. Fritz Mainer aber trägt in zarter Sorgfalt das Räschen mit der Reliquie. Er bittet es auf der Fahrt und dabei. Es ist sein Schatz geworden. Die Tasse bedeutet ihm ein liebes, gutes, altes Herz.

Tante Angelika aber steht daheim vor der Servante, in der ihr Liebstes steht.

Sie lächelt. Wer ihr gesagt hätte, daß sie sich einmal und so gerne von der Tasse trennen würde!

**Vermischtes.**

Ein französisches Charakterbild des Präsidenten Wilson. Da die Ereignisse der letzten Wochen die Gestalt Woodrow Wilsons wieder eine Zeitlang in den Vordergrund des internationalen Interesses stellten, bemüht sich die „Revue“, ihren Pariser Lesern in knappen Umrissen ein Bild der Persönlichkeit Wilsons zu entwerfen. Wenn auch diese Charakteristik französisch und darum fraglos einseitig ist, so sei sie doch wiedergegeben, weil sie in konzentrierter Weise, in einer Art Telegrammstil sozusagen Einzelheiten aus dem Lebensgang Wilsons wiedergibt: „Sein Blut: irländisch-schottisch. Seine Mutter: eine vornehme, künstlerisch veranlagte Frau. Sein Vater: ein Riese mit einem Löwenkopf, Professor der Theologie, Presbyterianer. Seine erste Frau: eine Schönheit aus dem Staate Georgia, von rassischer Abstammung, die ihm drei Töchter schenkte. Seine zweite Frau: der letzte Abkömmling eines indianischen Häuptlingsgeschlechtes. Sein Verstand: scharf und schlagfertig. Sein Charakter: hartnäckig und trohig. Sein eigentlicher Beruf: ein tüchtiger Gelehrter der historischen Wissenschaften und Forscher der modernen politischen Gesetzgebung. Sein wesentlichster Entwicklungspunkt: Professor der Politik, Präsident der Universität von Princeton, Gouverneur des Staates New Jersey, Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika.“

Türkische Kasernen. Kein Land der Welt kann sich, was die Kasernen anbetrifft, mit der Türkei messen. In Konstantinopel sieht man die geräumigsten und schönsten Kasernen der Welt. Es sind wahre Paläste, die allen Forderungen der Hygiene in bewunderungswürdiger Weise Rechnung tragen und mit allem Komfort ausgestattet sind. Wenn die türkische Militärbehörde eine Kaserne erbauen will, so wählt sie stets einen hochgelegenen luftigen Bauplatz aus. Und so kommt es, daß man schon aus der Ferne, bevor man die Tore von Konstantinopel betritt, die Kasernen von Balda-Pascha, von Pera und andern erblickt, die die Aufmerksamkeit eines jeden Fremden erregen, der zum erstenmal die türkische Hauptstadt besucht. Diese stolzen Bauten sind von großen Gärten umgeben, und jeder besitzt eine herrliche Moschee, weite Höfe und Terrassen.

Wie Höchstpreise vor 700 Jahren wirkten. So merkwürdig in der ganzen Weltgeschichte die gewaltige Aufgabe der Organisation der Ernährung eines ganzen Volkes ist, an deren Lösung Deutschland jetzt seit mehr als anderthalb Jahren arbeitet, so behält doch der gute alte Rabbi Aliba mit seinem „Alles schon dagewesen“ auch hier überraschend oft recht. Man erinnert sich des merkwürdigen Vorganges, daß, sobald ein Höchstpreis für irgend ein Lebensmittel eingeführt wird, die betreffenden Waren plötzlich aus dem Verkehr verschwinden, um alsbald wieder zu erscheinen, wenn die Preise entsprechend erhöht werden. Der Vorgang ist durchaus nichts Neues. Eine englische Chronik aus dem Jahre 1199 berichtet ganz Ähnliches aus der Regierung des Königs Johann von England. Dieser setzte nämlich damals Höchstpreise für Weine fest, wonach kein Faß Wein aus Poitou teurer verkauft werden durfte als für 20 Schilling für die Wallons, während für die Weine aus Anjou als Höchstpreise 24 und 26<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Schilling festgesetzt wurden. König Johann bestimmte außerdem zugleich auch Höchstpreise für den Eingelauschant: der Schoppen Poitouwein durfte nicht teurer

verkauft werden als für 4 Pence und Weißwein für 6 Pence. Die Folge war genau dieselbe, wie wir sie jetzt so oft beobachten konnten: die Kaufleute erklärten die Preisbemessung für unzureichend, streiften und der Wein aus Poitou, wie der aus Anjou verschwand aus dem Handel und den Kneipen. Da mußte König Johann nachgeben: er erteilte die „Lizenzen“, den Schoppen Rotwein mit 6 Pence und den Schoppen Weißwein mit 8 Pence zu berechnen — und alsbald war der Rote wie der Weiße wieder zur Stelle, und, wie die Chronik schalkhaft hinzusetzt, „sogleich war das Land erfüllt von Trunkstoff und von Trinkern“.

**Gießener Hausfrauen-Verein.**

Wochen-Küchenzettel.

Sonntag: Tomatensuppe, Omeletten, Spinat, Kartoffelst. Montag: Gerstenstodensuppe, Rotkraut (Vörrgemüse), Kartoffelst. Dienstag: Erbsensuppe von grünen getrockneten Erbsen mit Mößchen, Buttermilchsuppe (Rezept von Frau Laib), Banille-tunke.

Mittwoch: Gebrannte Mehluppe, Grünkohlsbratlinge, Dopp-fengemüse\*, Kartoffeln. Donnerstag: Spargelsuppe, Kopfsalat, Leineweber\*\*. Freitag: Kerbelsuppe, gekochten Fisch, Kapertunke, Kar-toffeln. Samstag: Bohnensuppe, wenn möglich mit etwas Vörr-fleisch oder Wurst.

\*) Man sammelt an den Bäumen die jungen grünen Spizen des Hopfens, zerbricht diese in fingerlange Stücke, kocht sie in Salzwasser wenige Minuten ab und gibt eine Spargelstange darüber. \*\*) Bei diesem Gericht finden übriggebliebene Kartoffeln gute Verwendung, welche in kleine Würfel geschnitten mit etwas Fett in einer Pfanne angeröstet und mit einem Pfannkuchenteig über-gossen, zu einem recht sättigenden Pfannkuchen gebaden werden.

**Einmachen ohne Zucker.**

Es ist, wie der „Nachrichtendienst für Ernährungsfragen“ unter Hinweis auf die Ductifizierung der Zuckerbezüge hervorhebt, ein Irrtum, zu glauben, daß Zuckersatz für die Erhaltung der Früchte unbedingt notwendig sei. In konzentrierten Lösungen wirkt Zucker konservierend (s. B. bei landierten Früchten). Verdünnte Zuckerslösungen sind eher eine Gefahr für die Haltbarkeit der Früchte, denn die ungenügende Sterilisierung führt leicht zum Sauerwerden. Auf die Sterilisierung kommt es an, sie ist die Voraussetzung der Haltbarkeit der Früchte. Die Marmeladen-fabriken wissen das längst; sie stellen zur Zeit der Obsternte ihre Dauervare zunächst ohne Zucker als „Halbware“ her und erst beim Abfüllen in Gläser zum Versand wird Zucker zugesetzt. Diese Erkenntnis sollte auch im Haushalt verwertet werden. Auch der ein-fache Hauskalt kann seine Früchte und seine sonst üblicherweise mit Zuckersatz genossenen Gemüse (Rohbarben) konservieren ohne Zucker. In heißen Ländern ist das das übliche Verfahren. Die Sterilisierung und Aufbewahrung ohne Zuckersatz erfolgt am besten nach dem Appertischen Verfahren, sei es in der Form von Beckenapparaten oder irgend eines der anderen, teilweise älteren Systeme. Es genügen auch gut verschließbare Glasgefäße wie Wein-, Bierflaschen und ähnliches. So ist es möglich, jede schnell verderbliche oder für den Dauerverbrauch bestimmte Frucht ge-fahrlos zu konservieren ohne jeden Zuckersatz. Die Beiräumung, daß die eingemachten Früchte später den Zuckersatz nicht mehr annehmen, ist irrig; es muß nur die Zuckermenge 3 bis 4 Stunden vor dem Genuß, vielleicht unter neuem Aufkochen, erfolgen. Aus Mangel an genügendem Einmachzucker darf also in Deutschland keine Frucht und kein Gemüse verderben. Sollte später Zucker zur Säuung wirklich nicht in ausreichender Menge vorhanden sein, so würde es doch wohl sicher nicht an der Freigabe genügender Men-gen künstlichen Süßstoffs fehlen.

**Rätzel.**

Ich gleiche des Aukruhs durchlöcherter Rahne,  
 Du hehest mich nagen mit gierigem Zahne,  
 Das Haupt mit dem dückeren Schleier gekrönt;  
 Und doch hab' ich oft dir das Dasein verschönt.

Un's Liebchen, an's traute, gemahne ich dich,  
 Du nennst sie mit selbigem Namen wie mich,  
 Wenn aber mein Haupt und mein Fuß mir entweichen,  
 So bleibt dir der Unschuld und Schüchternheit Zeichen.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Tauschrätsels in voriger Nummer:  
 Jagd — Oute! — Mund — Alba — Nase — Nager — Wlster — Sand — Kunst — Bichel — Paul — Laub — Bische — Babe  
 Johannes Kepler.